

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

26. Sonnabend, am 31. März 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Literarische Zustände und Zeitgenossen. In
Schilderungen aus Karl Aug. Böttigers hand-
schriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von K. W.
Böttiger. Leipzig, Brockhaus. 1838. gr. 8.
283 S.

Wäre es uns darum zu thun, die Spalten unsrer
Zeitschrift zu füllen und müßten wir nicht vielmehr darauf
bedacht seyn, unsre Beurtheilungen neuer Erscheinungen
in der Literatur so sehr als möglich zusammenzubringen,
um Raum für die zahlreich sich Andrängenden zu gewin-
nen, so würde uns das vorliegende Werk den interessan-
testen Stoff zur Ausfüllung mehrerer Nummern unsrer
Zeitschrift gewähren, denn auf allen Seiten desselben
bieten sich die anziehendsten Materialien zu Auszügen und
Anführungen dar. Auch ist es dazu schon reichlich be-
nutzt worden, und wird es noch mehr werden, denn jene
Männer, über die es uns Nachrichten mittheilt, wie sie
nur aus der intimsten Bekanntschaft mit ihnen hervor-
gehen können, so wie aus der unmittelbarsten Aufzeich-
nung der gemachten Beobachtungen und aufgefaßten Mit-
theilungen, werden stets, wie Fixsterne erster Größe, an
Deutschlands literarischem Firmamente dastehn, während
Cometen in entlegene Fernen sich unsern Augen ent-
ziehen, und Sternschnuppen nur im augenblicklichen Schim-
mer glänzen.

Das ganze Werk ist auf 3 Bände berechnet, deren
erster hier vor uns liegt, und Böttigers Memorabilien
über Weimar zusammenstellt, während der zweite uns
das Erheblichste aus Böttigers Reisetagebüchern geben
soll, so wie seine Bemerkungen über Reisende, welche
Weimar oder Dresden besuchen, und in dem dritten aber
eine Auswahl anziehender Briefe Verstorbener an Bötti-
ger enthalten seyn wird.

Lassen uns die zwei letzten Bände die Schaustellung
noch einer reicheren Galerie von Notabilitäten jeder Art
erwarten, so erhalten wir dafür in dem ersten eben er-
schienenen Bande um so ausgeführtere Gemälde zwar nur
von wenigen, aber in ihrer Stellung und ihrem Einflusse
auf die Literatur um so wichtigern Männern. Die Art
und Weise aber, auf welche wir hier in ihre Gesellschaft
eingeführt und gleichsam Commensales derselben werden,
können wir nur allenfalls mit den so beifällig aufge-

nommenen Eckermann'schen Gesprächen mit Goethe ver-
gleichen, doch mit dem Unterschiede, daß dort doch viel-
leicht manchmal ein und das andre Wort mit vorkam,
das bereits mit Rücksicht auf den nachherigen Druck
gesprochen und dictirt worden war, hier aber von so
etwas keine Ahnung vorwaltet, sondern die Natur und
Beschaffenheit jedes Einzelnen in diesen Blättern Geschild-
berten gleichsam aus dem Spiegel abgelauscht, und daher
wie jeder hohe und edle Zug, auch manches Wäzchen
und Fältchen mit in das Gemälde aufgenommen wor-
den ist.

Das Pikanteste ist ohnstreitig sogleich der zur Ein-
leitung dienende Aufsatz: Weimarisches Geniewe-
sen. Geschrieben 1791. Da finden wir die Anfänge
der meisten der später so vornehm und gediegen hervor-
tretenden Notabilitäten, die sich nicht allemal sehr weiß
gewaschen zeigen, und ein Treiben und Weben in dem
von Apollo gesegneten Weimar wie es wohl schwerlich
noch irgendwo in der unmittelbarsten Nähe eines Für-
stenhofes so statt gefunden hat. Böttiger kam erst gegen
das Ende dieser Periode nach Weimar, wo schon man-
ches ausgegohren hatte, aber immer noch zeitig genug,
um von Mitlebenden die wunderlichsten Dinge noch da-
von zu erfahren und hier gedrängt zusammenzustellen.

Von seiner Ankunft 1791 an bis zu seinem Abgange
nach Dresden, zeichnete sich nun Böttiger über Göthe,
Herder, Schiller, Wieland und Bertuch alles
das auf, was er theils in den Unterhaltungen mit ihnen
selbst, theils mit andern über sie, zur Schilderung ihres
äußern wie innern Lebens einsammelte, und indem sol-
ches hier aus seinen Tagebüchern und Notizenzetteln meist
in chronologischer Ordnung mitgetheilt wird, erhalten
wir eine Reihe der anziehendsten kleinen und größern
Anekdoten, Aussprüche, Kritiken, Ansichten, Aeußerun-
gen, Gemüths erleichterungen, Klagen und Freuden, Lob
und Tadel. Herder und Wieland aber waren es beson-
ders die Böttiger den reichsten Stoff darboten, denn mit
diesen war sein Umgang der häufigste wie der vertrauteste.
Daß jedoch hier von keiner abgeschlossnen Biographie
irgend eines die Rede seyn kann, sondern daß alles wie-
der in einander greift und eins durch das andre sich ent-
wickelt und erklärt, liegt in der Natur des häufigen Um-

gangs den alle diese Männer unter einander pflogen und so gestalten sich auch daraus zu dem Leben der großen Herzogin Amalia wieder Materialien, welche ein Biograph dieser so einflussreichen Frau gewiß nicht unbenutzt lassen wird.

Schließen wir diese viel zu flüchtige Anzeige eines Werks, die nur dadurch entschuldigt werden kann, daß es gewiß schon jetzt in den Händen aller Literaturfreunde ist, mit einer trefflichen Aeußerung Herders, S. 200, die in unserm Memoirensüchtigen Zeitalter als ein Wort zu seiner Zeit angesehen werde. Er sagte nämlich bei Gelegenheit eines solchen Planes, den Wieland in Bezug auf die Geschichte seiner Werke hegte: „Ueber Selbstbekenntnisse und Selbstbiographien bin ich ganz des wackern Lafontaine's Meinung. Wer unter uns könnte es aushalten, sich drei Stunden nach einander im Spiegel anzusehen? Der Selbstbekenner hat kein bestimmtes Publikum für welches er wahrhaft schreiben sollte. Soll er für Kinder, für Weiber, für den lieben Gott schreiben? Aber was ich sehr wünschte, wäre, daß jedermann das Wort zum Räthsel seines Lebens, die wenigen Hauptmaximen und das Simulacrum, was ihn immer umschwebte, als Testament niederschreiben möchte. So wie der Bildhauer zuerst auf den Marmorblock in wenig Ausfertlinien die Höhe und die Umrisse seines Bildes zeichnet: so hat gleichsam die Natur für jeden Menschen ein solches Maaß angegeben, das aber wenig Menschen nur durch die glücklichste Combination erreichen. Aber alle Menschen tragen dieses Urbild, diesen Maaßstab dunkel in sich herum, und das Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst, das dunkle Emporstreben zu Etwas was man gern seyn möchte und nie werden kann, ist das entwickelte Bewußtseyn jenes Simulacri. Dies macht zugleich die geheimsten Wünsche des Menschen, die nur ein König laut werden lassen darf u. s. w.“

Th. Hell.

Seraphine, Roman von Karl Gutzkow. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1837.

Der Schlachtlärm, der seit dem Spätherbst 1835 gegen K. Gutzkow getrommelt worden ist, hatte eigentlich nur Eine Ursache, die ich gleichwohl in zwei verschiedenartige Ausdrücke kleiden möchte, weil sehr Viele sich eine besondere Seite des Tadel's herausgesucht hatten, ohne zu wissen, daß der ganze Anklagepunkt nur ein einziger war. Einmal, kann man nämlich sagen, kritisirte Gutzkow lediglich, übertrug er sein literarisches Scharfrichteramt auch auf seine selbstständigen, ästhetischen Schöpfungen, die eigentlich nur eine Divergenz des Ge-

danpens waren, der in aller Eile einen Morgensurtout übergeworfen hatte, um eben mit Anstand erscheinen zu können. Zweitens, kann man sagen, respektirte Gutzkow das historisch gewordene nicht, er benutzte die existirenden Institutionen nicht, um den Lebenskeim der Zukunft in ihnen zu entdecken, sondern er vernichtete sie und benahm so seinen neuen Phantasien den Boden, darauf sie allein und einzig fußen konnten, es wurden Meteore, im eigentlichen Sinne des Wortes *μετεωρα*, die zwischen Himmel und Erde haltlos schweben. Beide Ausdrücke drücken dasselbe aus, und wenn sie als Faktoren multipliziert werden, so ist das Produkt der geistige Gutzkow bis zum Herbst 1835. — Der Mensch wird von zwei Seiten fortgetrieben, und diese beiden Seiten müssen nothwendig da seyn, die Substanz des Geistes bedingt sie. Einmal der innerliche Bildungsprozeß, dann die Aeußerlichkeit, das Verhältniß, die Gemeinschaft. Gutzkow hätte auch ohne die zweite Seite, die ihm leider in der Gestalt des Prokrustes erscheinen mußte, einen Schritt weiter gethan; allein er wird als klar bewußter Geist in ruhigen Augenblicken auch diese Folterqual von außen segnen, da noch in späten Jahren die reifen Früchte als goldne Segnungen dieser Schmerzenseit sich durch die Laube winden werden, darin er ausruht, ausruht und zurückblickt auf ein reichbelebtes, gewittervolles Leben. Welche Früchte von dieser Seite als resultirend schon jetzt zu betrachten sind, lasse ich dahin gestellt; es würde auch nicht gut sagbar ohne malitiose Seitenblicke. Um so freudiger kann ich als innerlichen Fortschritt, als neue Kategorie seiner Geisteslogik sein neues Buch: „Seraphine“ hinstellen! Hier ist nicht bloß Kritik, Negatives und ein Minus des Gedankens, hier ist eine positive Welt der Anschauung, hier ist Lebensstoff, Stoff einer modernen Tragödie. Oder in Bezug auf den zweiten Ausdruck: Hier ist die Verachtung der Zustände weggefallen, sie selber bilden die Peripherie, darin sich das Einzelne bewegt, sie sind der festgelassene Boden, den die Rothurne betreten, und die Sonne der Idealität leuchtet hier durch die Wolken des Schicksals auf eine Wirklichkeit. Seraphine, ein verachtetes Stiefkind, Stiefkind der Mutter und der Natur zugleich, führt ein reizendes Gedankenleben, sie ist pikant, ohne abstrakte Heroine zu seyn, sie ist originell, subjektiv, modern, ohne die Welt aus sich bauen zu wollen, sie ist voller Liebe, aber eben so voller Rücksichten: mit Einem Worte, das erträumte Weiberheldenthum, das Weib der Poesie, das bloß Trägerin einer zu konstruirenden Idee ist sie nicht, und das ist ein ungeheurer Fortschritt. Wir befinden uns auf reellem Grund und Boden, das ist erquicklich und schön. Drei, oder

eigentlich vier Männer lieben Seraphinen. Arthur, ein Weltstürmer, einer jener jungen Titanen, davon unsre Zeit wimmelt — ihm ist sie nicht genug, nicht eigenthümlich genug, er muß weiter durch die Welt, er muß lieben und verlassen, bis er endlich, aus allen Metamorphosen des Herzens stets zu sich selbst zurückgekehrt, eine Liebe findet oder der Alltäglichkeit in die Arme sinkt. Das ist im Roman nicht angedeutet, motivirt aber am Besten, warum Arthur Seraphinen verläßt. Edmund, weicher Idealist, ganz Herz, ganz Seele, der sich innigst fest an Seraphinen gefesselt fühlt, ohne selbst zu wissen, warum er es sey, — wird von Seraphinen verlassen, weil „treulos seyn heilige Pflicht wird.“ Ihr letzter Anker ist der ordinaire, zuletzt gemeine Philipp, an dem nichts zu verderben. Die momentane Neigung des Ministers von Magnus hat Seraphinen selbst nicht afficirt. Sie stirbt, weil sie keine ergänzende Hälfte gefunden, im Elend, nachdem sie der Schutzgeist gewesen, der Arthur und Edmund abgehalten, sich Kugeln durch's Herz zu schießen. Das ist der Kern des Romans; eine rührende herzerreißende Lebensgeschichte, ein Bild von tausend Gestalten, die um uns her dem Grabe zuwanken. Himmel, warum fügst du die eben so wunderliche und seltsame Hälfte nicht zu dem Mädchen, irgendwo muß sie doch existiren, daß sich Beide fest umarmen, und aus ihren Sonderbarkeiten, die für sie keine sind, sich Leben und Lust saugen?

Die Nebenparthien des Romans sind nicht minder interessant und voll tiefer Auffassung. Dahin gehört der Kreis, der sich um den dämonischen Ferdinand zieht, jenen göttlichen Musikanten und musikalischen Teufel, ferner die Audienz von dem widerwärtigen Juden beim Minister, — o wir kennen den Juden recht gut, er mag sich nicht besonders gefallen vor diesem Spiegel! Dann die Sterbescene des Ministers, die Hoffmannisch genannt werden kann, etwas unbegreiflich, aber poetisch. Bewundernswerth ist besonders die Universalität der Begriffbezeichnungen, der Wissensreichthum, den der Verfasser auch hier offenbart, der ihn jedoch zuweilen in eine wahre Manie der Reflexion hineinführt, was sogar langweilig werden kann, wie bei der Vorbereitung des Bruches zwischen Edmund und Seraphine. Endlich steht dem Buche die Jean Paulische Subjectivität an der Spitze, das Ich, das Herr geworden in der Literatur. Im fünften Buche folgt auch das eigene Geständniß des Autors hierüber, was man aber schon vorher zwischen den Zeilen lesen kann.

Trauer nur nach einem Trauerspiel — zwar motivirt und bewiesene, aber doch Trauer! Wir wollen dem Hände

und Locken küssen, der mir bald beweist, daß das Leben auch Frieden und Freude und Seligkeit ist!

Ernst v. d. Heide.

Zeitschriften = Musterung.

XIV.

Das von uns bereits als höchst bemerkenswerth mehrfach angezogene Memoire des Grafen Haugwitz im Octoberheft der vorjährigen

Minerva,

hat im Februarheft dieses Jahres eine Erwiderung und zum Theil Widerlegung veranlaßt, die nicht minder die größte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, und aus sehr unterrichteter Feder geflossen ist. Ebendasselbst beginnt auch eine ausführlichere Abhandlung von Dr. R. H. Schindler in Jena mit dem Titel: Die Lebensfrage der Europäischen Civilisation, und die Bedeutung der Fellenberg'schen Bildungsanstalten zu Hofswyll für ihre befriedigende Lösung. Endlich wird auch der Schluß der Rechtfertigungen des General Cordova mitgetheilt, und dazu ein ungemein instructives Kärtchen vom Kriegsschauplatz in Spanien geliefert, das jedem Zeitungsleser sehr willkommen seyn wird.

Außer mehreren Fortsetzungen wird im Februarheft der Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur

bei Gelegenheit des Preussischen Gesetzes gegen den Nachdruck u. s. w., von einem französischen Publizisten, über das literarische Eigenthum, gesprochen. Dann werden Erinnerungen und Bilder aus Napoleons Leben nach den Souvenirs von St. Hilaire mitgetheilt angefangen und die Auszüge aus des Herzogs von Ragusa Reiseverle beendete. Eine heitre Zugabe werden die Müßiggänger, nach dem Club des Dèsoeuvres von David und die drei Stunden des Balls nach dem Paris élégant seyn.

Vor allem ziehen in Nr. 16 bis 19 der

Wiener Zeitschrift, von Wittbauer, die von Caroline Pichler mitgetheilten Briefe Klopstocks an ihre Mutter, Frau von Greiner, aus den Jahren 1782 bis 1788 an. Doch bekennen wir, daß wir sie lieber aus der seltsamen Rechtschreibung, welcher in dieser Periode der Dichter des Messias mit wahrer Grillenhaftigkeit fröhnte, in die jetzt angenommene hätten übergetragen gesehen, etwa, mit Ausnahme eines einzigen als Probe, denn jetzt muß man sich in der That erst in die orthographische Tabelle einstudiren um

sie fließend lesen zu können. Dann aber werden sie vielfach anziehen und anregen. Bolza's Etimologien Nr. 15 und 17, des Dheims Vermächtniß, Nr. 19 — 21 und Gedichte von Carlopago, Nicol. Senau und Frankl, so wie des letztern Reise-Skizzen die Besteigung der Furka und des Herausgebers Kritik über Rubens in Madrid, werden mit manchem andern willkommen seyn.

Freudig stimmen wir in den Schluß der Correspondenz aus Dresden, im

Gesellschafter, Nr. 23,

ein, finden das kleine Abenteuer, das Zusammen-treffen, nach James Rousseau, Nr. 24 flg., recht anziehend, und folgen Nr. 25 flg. Adelbert vom Thale, gern in seiner Reisenovelle, die Nachur. Die Parallele, England und Ungarn, ist aus dem Taschenbuche eines in Großbritannien reisenden Ungarn, das bei Heckenast in Pesth erschien, entnommen.

Die

Zeitung für die elegante Welt

stellt in Nr. 31—35 eins der deutschen Lebensbilder auf, welche Amalie Winter zu Ostern unter diesem Titel erscheinen lassen wird, und der Beschauer wird sich gewiß gern bei den vier Geburtstagen verweilen. Was wird Saphir zu der Rüge in Nr. 34 unter dem Titel: Unverschämter Nachdruck in anderer Manier sagen?

Der

Komet, Nr. 31—35,

setzt den Taugenichts fort und giebt ihn unterbrechend noch einige kräftige, kurze Schilderungen, die Wolfs-höhle und die verhängnißvolle Kugel. Die Anekdote aus Dresden im Dampfwagen, Nr. 7, der Schneider und der Erzbischof von Köln, hätte er weglassen sollen, da sie völlig erdichtet und dafür nicht wichtig genug ist.

Von Castelli bringt die

Allgemeine Theaterzeitung von Bäuerle in Nr. 25 wieder eins seiner achten Nationallieder: 'n Buanbuam sain Viabl fon dö Döandel'n um Weanuma. (Eines Bauernburschen Lied von den Mädchen um Wien her.) Auch hier giebt Nr. 26 eine Beurtheilung von der Aufführung des Rubens in Madrid im Burgtheater, von Meynert, welche mit der obengenannten wetteifert und gleiche Resultate aufstellt. Castelli erzählt (zeichnet?) hiernächst Nr. 28 flg. Paul de Kock ein Gemälde nach, wie stiftet man Heirathen? Franz Schuselka eröffnet Nr. 32 ein Wiesener Karitäten-cabinet mit humoristischer Be-

leuchtung und der Lokalität zu Liebe wird Spazier's Strauß und der deutsche Walzer aus der Europa, Nr. 31 flg., aufgenommen. Herzlich bedauern wir, daß der, sonst so vorsichtige Redakteur sich verführen ließ, die oberflächliche und zum Theil unwahre Notiz über das Dresdner Opernpersonal, in Nr. 34 aufzunehmen, und freuen uns dagegen über das allerliebste Costümbild, das uns Herr Fichtner als Louis im Pariser Taugenichts darstellt.

In Nr. 21 der

Mitternachtszeitung

beantwortet Fr. D. (Dingelstedt?) den Literaturbrief von H. L. (Laube?) in Nr. 205 des vorigen Jahrgangs und verbreitet sich über Gutzkow's Seraphine. Die Nr. 22—27 enthalten eine sehr gut geschriebene historische Novelle von Karl Theodor Griesinger, Cagliostro, ein Name der schon an sich selbst anzieht. Dessen Silhouetten werden in Nr. 25 mit verdientem Lobe besprochen. Der Verfasser des Türken und der Höllebraut wehrt sich Nr. 27 unter der Rubrik: Die Kunst in wenigen Minuten eine imposante Kritik zu liefern, gegen einen Angriff in Nr. 351 v. J. der Didaskalia. Hier ist Wit und Laune zu finden, aber wahre Ungezogenheit läßt sich der J. G. S. unterzeichnete Verfasser einer Correspondenz Nr. 23 gegen die Abendzeitung zu Schulden kommen, die zu gemein sind, als daß wir anders als mit Verachtung darauf antworten könnten; doch befremdet uns sehr daß ein achtbarer Mann wie Brinkmeier solche pöbelhafte Ausfälle in seiner Zeitschrift duldet.

Der

Humorist

ruft Nr. 19 vor ein neues Minnegericht über die Frage:

— — — Welche Noth

Größer: Treubruch oder Tod?

wo möglich aber sollen die Beantwortungen in Versen und zwar in „Tenzonen“ geschrieben werden. Karl Preysner's Carnevalsgeschichte, Clementine und Rosa, Nr. 19—26, ist mehr ernster Natur als es die Bezeichnung zu verrathen scheint. Um so heitrer und in der glücklichsten Laune gehalten, ist Johan. Gabr. Seidl's, Schöne Flora, ein höchst ergötzliches Bruchstück aus dessen Leben. Auch der gesellige Verläumdungsableiter, oder der Surrogat-Plauderer am Kaffeetisch, von Dr. Debel, Nr. 24, würde uns in gleicher Heiterkeit recht wohl gefallen, wenn er sich nicht diesen geschraubten Titel gegeben hätte. Von Saphir selbst enthalten die vorliegenden Nummern nächst seinen wilden Rosen, nur Ernstes aber auch Treffliches. Tief ergreifend ist Nr. 20 der Trost im Schmerz und für den edlen Sinn zeugend der ihn dichtete. Eben so ist der Blumen-Engel bei der Genesung der Erzherzogin Sophie, Nr. 21, zart empfunden und ausgesprochen und die Beurtheilung des Rubens in Madrid Nr. 22, macht das trefflich belehrende Kleeblatt vollzählig.

Lh. Pell.